

HEYNE <

Das Buch

Die ferne Zukunft: Für die militärischen Einheiten, die weit draußen im All die Kolonien gegen Alien-Überfälle verteidigen, werden nur noch Alte und Betagte rekrutiert. Sie erhalten neue Körper – jüngere Ausgaben ihrer selbst –, die dann wie beliebig verfügbares Kanonenfutter in den Kampf geschickt werden. Lange Jahre hat John Perry als ein solcher Soldat gedient – jetzt lebt er friedlich mit Frau und Kind auf einer der vielen Kolonialwelten. Doch das Abenteuer fehlt ihm, und als man ihn fragt, Leiter einer neu gegründeten Kolonie zu werden, willigt er ein. Ein fataler Entschluss – denn bald stellt sich heraus, dass die Bewohner der neuen Kolonie Schachfiguren in einem interstellaren Machtspiel zwischen den Menschen und einer düsteren außerirdischen Allianz sind. Und es liegt an John Perry, zu verhindern, dass seine Welt die letzte menschliche Kolonie in der Galaxis wird ...

Ein furioses Science-Fiction-Abenteuer in der Tradition Robert A. Heinleins – mit »Die letzte Kolonie« legt John Scalzi die Fortsetzung seiner preisgekrönten Romane »Krieg der Klone« und »Geisterbrigaden« vor.

Der Autor

John Scalzi, geboren 1969, arbeitet als Journalist, Kolumnist und Schriftsteller. Sein Debüt-Roman »Krieg der Klone« machte ihn auf Anhieb zum Shooting Star der amerikanischen Science Fiction. Scalzi lebt mit seiner Familie in Bradford, Ohio. Weitere Informationen unter: www.scalzi.com

JOHN SCALZI
Die letzte Kolonie

Roman

Mit Bonusmaterial:
»Sagans Tagebuch«

Deutsche Erstausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der amerikanischen Originalausgabe
THE LAST COLONY
Deutsche Übersetzung von Bernhard Kempen



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House
FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte
Papier *München Super* liefert Mochenwangen.

Deutsche Erstausgabe 6/08

Redaktion: E. Senftbauer

Copyright © 2007 by John Scalzi

Copyright © 2008 der deutschen Ausgabe und der Übersetzung

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

<http://www.heyne.de>

Printed in Germany 2008

Umschlagbild: Mark Salwowski

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-453-52442-2

*Für Patrick und Teresa Nielsen Hayden,
Freunde und Redakteure.
Für Heather und Bob, Bruder und Schwester.
Für Athena, Tochter.
Für Kristine, alles.*

Ich möchte Ihnen von den Welten erzählen, die ich hinter mir gelassen habe.

Die Erde kennen Sie. Jeder kennt die Erde. Sie ist der Geburtsort der Menschheit, obwohl heutzutage nicht mehr viele von uns die Erde als ihre »Heimwelt« betrachten. Diese Rolle hat Phoenix übernommen, seit die Koloniale Union gegründet und zur treibenden Kraft für die Expansion und Verteidigung unserer Spezies im Universum wurde. Trotzdem vergisst man nie, woher man kommt.

Wenn man von der Erde stammt, ist das in diesem Universum so, als wäre man ein Dorfkind, das den Bus besteigt, zur großen Stadt fährt und den ganzen Nachmittag lang nur die riesigen Gebäude bestaunt. Dann wird dieses Kind für den bösen Fehler bestraft, die Wunder dieser fremdartigen neuen Welt zu begaffen, denn diese Welt hat weder Zeit noch Mitgefühl für das Kind, sondern würde es lieber mit einem Messer abstechen, um die Sachen aus seinem Koffer zu rauben. All das lernt das Dorfkind sehr schnell, weil es nicht mehr nach Hause zurückkehren kann.

Ich habe fünfundsiebzig Jahre lang auf der Erde gelebt, die meiste Zeit in der gleichen Kleinstadt in Ohio und die meiste Zeit gemeinsam mit der gleichen Frau. Sie starb und blieb zurück. Ich lebte weiter und ging.

Die nächste Welt war eher eine metaphorische. Die Koloniale Verteidigungsarmee hat mich von der Erde weggebracht und nur die Teile von mir behalten, die man brauchen konnte: mein

Bewusstsein und einige Stücke meiner DNS. Aus Letzterem bauten sie einen neuen Körper für mich, einen jungen, starken, schnellen, kräftigen, hübschen und nur teilweise menschlichen Körper. Sie steckten mein Bewusstsein hinein und ließen mir kaum genügend Zeit, meine zweite Jugend zu genießen. Dann bemühte man sich nach Kräften, diesen wunderschönen Körper, der nun ich war, möglichst bald töten zu lassen, indem sie mich in den Kampf mit möglichst vielen außerirdischen Spezies schickten.

Davon gibt es nämlich jede Menge. Das Universum ist gigantisch, aber die Anzahl der Welten, auf denen Menschen existieren können, ist überraschend klein, und dummerweise wimmelt es im Weltraum von anderen intelligenten Lebewesen, die auf die gleichen Welten scharf sind wie wir.

Wie es scheint, können nur wenige dieser Spezies etwas mit der Idee des Teilens anfangen. Auch unsere kann das nicht. Wir alle kämpfen, und die Welten, die wir bewohnen können, wechseln zwischen uns hin und her, bis der eine oder der andere sie so fest im Griff hat, dass man ihn nicht mehr herunterbekommt. Im Laufe von ein paar Jahrhunderten waren wir Menschen auf mehreren Dutzend Welten mit diesem Trick erfolgreich und auf mehreren Dutzend anderen nicht. Und mit all dem haben wir uns nicht allzu viele Freunde gemacht.

In dieser Welt habe ich sechs Jahre lang gelebt. Ich habe gekämpft und wäre fast getötet worden und das mehr als nur einmal. Ich hatte Freunde, von denen die meisten gestorben sind, aber ein paar überlebten. Ich begegnete einer Frau, die auf schmerzhaft Weise jener glich, mit der ich auf der Erde zusammengelebt hatte, die aber dennoch eine völlig eigene Persönlichkeit war. Ich habe die Koloniale Union verteidigt,

und ich glaubte daran, dass ich dadurch mitgeholfen habe, der Menschheit ein Überleben im Universum zu sichern.

Am Ende dieser Zeit nahm die Koloniale Verteidigungsarmee den Teil von mir, der ich schon immer gewesen war, und steckte ihn in einen dritten und letzten Körper. Auch dieser Körper war jung, aber längst nicht so schnell und kräftig. Er war im Großen und Ganzen einfach nur menschlich. Aber mit diesem Körper würde man mich nicht mehr auffordern, zu kämpfen und zu sterben. Ich habe es vermisst, stark wie ein Comic-Superheld zu sein. Was ich nicht vermisse, sind Aliens, die alles daransetzen, mich umzubringen. Ein fairer Handel.

Die nächste Welt ist Ihnen wahrscheinlich unbekannt. Stellen Sie sich vor, Sie stünden wieder auf der Erde, unserer alten Heimat, wo immer noch Milliarden leben und von den Sternen träumen. Blicken Sie in den Himmel, und zwar auf das Sternbild Luchs, gleich neben dem Großen Bären. Dort sehen Sie einen Stern, gelb wie unsere Sonne, mit sechs größeren Planeten. Der dritte ist passenderweise nahezu ein Ebenbild der Erde. Er hat 96 Prozent ihres Umfangs, aber einen etwas größeren Eisenkern, sodass er auf 101 Prozent der Masse kommt (doch von diesem einem Prozent spürt man wirklich nicht viel). Er hat zwei Monde. Einer hat zwei Drittel der Größe des irdischen Mondes, ist aber etwas näher, sodass er am Himmel genauso viel Platz beansprucht wie dieser. Der zweite Mond ist ein eingefangener Asteroid, der wesentlich kleiner ist und den Planeten auf einer viel engeren Umlaufbahn umkreist. Der Orbit ist instabil, was heißt, dass der Felsbrocken irgendwann auf den Planeten krachen wird. Nach den aktuellsten Schätzungen wird das in etwa einer Viertelmillion Jahren passieren. Also machen sich die Bewohner deswegen im Moment keine allzu großen Sorgen.

Diese Welt wurde vor fast fünfundsiebzig Jahren von Menschen besiedelt. Vorher hatten die Ealan dort eine Kolonie, aber das fand die Koloniale Union nicht richtig. Dann überprüften die Ealan noch einmal die Mathematik dieser Gleichung, wie man sagen könnte, und es dauerte ein paar weitere Jahre, bis die Angelegenheit geklärt war. Danach gab die Koloniale Union den Planeten für Kolonisten von der Erde frei, die in diesem Fall hauptsächlich aus Indien kamen. Sie trafen in mehreren Schüben ein, der erste, nachdem man die Welt den Ealan entrissen hatte, und der zweite kurz nach dem Subkontinentalen Krieg auf der Erde, als die von den Besatzern unterstützte Übergangsregierung die prominentesten Anhänger des Chowdhury-Regimes vor die Wahl zwischen Auswanderung oder Inhaftierung stellte. Die meisten gingen ins Exil und nahmen ihre Familien mit. Diese Leute hatten eher nicht von den Sternen geträumt, sondern waren gezwungen worden zu gehen.

Wenn man die Menschen betrachtet, die auf dem Planeten leben, könnte man auf die Idee kommen, dass er einen Namen hat, der ihre Herkunft widerspiegelt. Aber mit dieser Idee liegt man völlig daneben. Der Planet heißt Huckleberry, ein Name, den sich zweifellos irgendein Apparatschik der Kolonialen Union mit einer Vorliebe für Mark Twain ausgedacht hat. Der größere Mond von Huckleberry heißt Sawyer, der kleinere Becky. Die drei Hauptkontinente heißen Samuel, Langhorne und Clemens. Von Clemens geht eine lange, gebogene Kette aus Vulkaninseln aus, die als das Livy-Archipel bekannt ist und im Calaveras-Ozean liegt. Viele weitere wichtige geografische Formationen tragen twainianische Bezeichnungen, die aus der Zeit vor der Ankunft der ersten Siedler stammen, doch die Bewohner scheinen es mit Fassung zu tragen.

Stellen Sie sich nun vor, Sie würden mit mir auf diesem Planeten stehen. Blicken Sie in den Himmel, in Richtung des Sternbildes Lotus. Dort gibt es einen gelben Stern, ähnlich wie der, um den dieser Planet kreist, und ganz in der Nähe dieses Sterns wurde ich geboren, vor zwei Lebensaltern. Von hier aus ist dieser Stern für das unbewaffnete Auge unsichtbar, und genauso kommt mir häufig auch das Leben vor, das ich dort geführt habe.

Mein Name ist John Perry. Ich bin achtundachtzig Jahre alt. Inzwischen lebe ich seit fast acht Jahren auf diesem Planeten, der zu meiner neuen Heimat geworden ist, zusammen mit meiner Frau und meiner Adoptivtochter.

Willkommen auf Huckleberry. In dieser Geschichte wird es die nächste Welt sein, die ich hinter mir lasse. Aber nicht die letzte.

Die Geschichte, wie ich Huckleberry verlassen habe, beginnt – wie alle bemerkenswerten Geschichten – mit einer Ziege.

Savitri Guntupalli, meine Assistentin, blickte nicht einmal von ihrem Buch auf, als ich vom Mittagessen zurückkam. »In Ihrem Büro ist eine Ziege«, sagte sie.

»Hmmm«, machte ich. »Ich dachte, dagegen hätten wir ein Spray benutzt.«

Das brachte mir einen kurzen Blick ein, was ich mir als großen Triumph auf die Fahnen schreiben konnte. »Sie hat die Chengelpet-Brüder mitgebracht«, sagte Savitri.

»Mist«, sagte ich. Die letzten zwei Brüder, die sich so heftig wie die Chengelpet-Brüder gestritten hatten, wurden Kain und Abel genannt, und zumindest einer von ihnen war schließlich handgreiflich geworden. »Ich dachte, ich hätte Ihnen gesagt,

dass Sie die beiden nicht in mein Büro lassen sollen, wenn ich nicht da bin.«

»So etwas haben Sie nie gesagt«, erwiderte Savitri.

»Dann möchte ich daraus einen Dauerbefehl machen.«

»Und selbst wenn Sie es gesagt hätten«, fuhr Savitri fort und legte ihr Buch auf den Tisch, »würde es voraussetzen, dass die Chengelpet-Brüder auf mich hören, was keiner von beiden tut. Aftab marschierte als Erster mit der Ziege herein, und Nissim kam im nächsten Augenblick hinterher. Keiner hat mich auch nur eines flüchtigen Blickes gewürdigt.«

»Ich möchte mich nicht mit den Chengelpets auseinandersetzen«, sagte ich. »Ich habe gerade gegessen.«

Savitri griff nach unten, hob den Papierkorb hoch und stellte ihn auf den Schreibtisch. »Tun Sie mir den Gefallen und übergeben Sie sich vorher.«

Ich war Savitri schon vor mehreren Jahren begegnet, während ich als offizieller Vertreter der Kolonialen Verteidigungsarmee eine Tour durch die Kolonien unternahm und Reden halten sollte. Als ich im Dorf Neu-Goa auf Huckleberry Station machte, stand Savitri auf und bezeichnete mich als Werkzeug des imperialistischen und totalitären Regimes der Kolonialen Union, worauf ich sie sofort ins Herz schloss. Als ich aus der KVA entlassen wurde, entschied ich, mich in Neu-Goa anzusiedeln. Man bot mir den Posten des Ombudsmans an, der die Interessen des Dorfes vertreten sollte. Ich nahm an und stellte am ersten Tag meiner Arbeit überrascht fest, dass Savitri in meinem Büro saß und mir sagte, dass sie meine Assistentin sein würde, ob es mir nun passte oder nicht.

»Erinnern Sie mich noch einmal daran, warum Sie diesen Job übernommen haben«, sagte ich zu Savitri, die ich über den Papierkorb hinweg ansah.

»Aus reiner Perversion. Wollen Sie sich nun erbrechen oder nicht?«

»Ich glaube, ich möchte mein Mittagessen behalten.«

Sie stellte den Papierkorb wieder an seinen angestammten Platz zurück und nahm ihr Buch auf, um weiterzulesen.

Mir kam eine Idee. »Savitri«, sagte ich, »wollen Sie meinen Job haben?«

»Klar doch«, sagte sie, während sie ihr Buch aufklappte. »Gleich nachdem Sie mit den Chengelpets fertig sind.«

»Verbindlichsten Dank!«

Savitri brummte nur. Sie hatte sich längst wieder in ihre literarischen Abenteuer vertieft.

Ich wappnete mich und trat durch die Tür, die in mein Büro führte.

Die Ziege, die mitten im Raum stand, war niedlich. Von den Chengelpets, die auf den Stühlen vor meinem Schreibtisch saßen, konnte man das nicht behaupten.

»Aftab«, sagte ich und nickte dem älteren Bruder zu. »Nissim«, begrüßte ich den jüngeren. »Und eine gute Freundin«, sagte ich und nickte der Ziege zu. Dann nahm ich Platz. »Was kann ich an diesem schönen Tag für Sie tun?«

»Sie können mir die Genehmigung ausstellen, meinen Bruder erschießen zu dürfen, Ombudsman Perry«, sagte Nissim.

»Ich glaube, so etwas gehört nicht zu meinen offiziellen Befugnissen«, sagte ich. »Außerdem kommt es mir ein wenig drastisch vor. Warum erzählen Sie mir nicht einfach, was los ist?«

Nissim zeigte mit dem Finger auf seinen Bruder. »Dieser Mistkerl hat meinen Samen gestohlen.«

»Wie bitte?«, fragte ich nach.

»Meinen Samen«, wiederholte Nissim. »Fragen Sie ihn ruhig. Er kann es nicht abstreiten.«

Ich blinzelte und wandte mich an Aftab. »Sie haben also den Samen Ihres Bruders gestohlen, Aftab?«

»Sie müssen Verständnis für meinen Bruder haben«, sagte Aftab. »Er neigt manchmal zur Hysterie, wie Sie sicherlich wissen. Was er eigentlich sagen will, ist, dass eine seiner Ziegen von seiner Weide auf meine Weide spaziert ist und diese Zicke hier gedeckt hat. Und nun behauptet er, dass ich den Samen seines Ziegenbocks gestohlen habe.«

»Es war nicht irgendein Ziegenbock«, sagte Nissim. »Hier geht es um Prabhat, der mir schon viele Auszeichnungen eingebracht hat. Ich bekomme gutes Geld, wenn ich ihn Zicken decken lasse, und Aftab wollte nicht so viel dafür bezahlen. Also hat er meinen Samen gestohlen.«

»Es ist Prabhats Samen, du Idiot«, sagte Aftab. »Und es ist nicht meine Schuld, dass du nie deine Zäune reparierst, sodass dein Ziegenbock auf mein Land gelangen konnte.«

»Das ist der Gipfel!«, sagte Nissim. »Ombudsman Perry, Sie müssen wissen, dass der Zaundraht durchgeschnitten wurde. Prabhat sollte auf diese Weise angelockt werden.«

»Du täuschst dich«, sagte Aftab. »Und selbst wenn es wahr wäre, was es nicht ist, was wäre das Problem? Du hast deinen wertvollen Prabhat doch wiederbekommen.«

»Aber jetzt hast du eine trächtige Zicke«, sagte Nissim. »Und dafür hast du weder bezahlt noch von mir die Erlaubnis bekommen. Das ist Diebstahl, ganz klar. Und nicht nur das – obendrein versuchst du, mich zu ruinieren.«

»Wovon redest du da?«, fragte Aftab.

»Du willst deinen eigenen Zuchtbock haben«, sagte Nissim in meine Richtung und zeigte auf die Zicke, die an der Lehne

von Aftabs Stuhls knabberte. »Streite es nicht ab. Das hier ist deine beste Zicke. Mit einem Wurf von Prabhat bekommst du einen Bock, den du selber zu Zuchtzwecken vermieten kannst. Du willst mit meinen Geschäften konkurrieren. Fragen Sie ihn, Ombudsman Perry. Fragen Sie ihn, was seine Zicke trägt.«

Ich blickte wieder zu Aftab. »Was trägt Ihre Zicke, Aftab?«

»Durch reinen Zufall ist einer der Embryos männlich«, sagte Aftab.

»Ich will, dass er abgetrieben wird«, verlangte Nissim.

»Sie ist nicht deine Zicke«, erwiderte Aftab.

»Dann nehme ich das Kitz, wenn es geboren ist«, sagte Nissim. »Als Bezahlung für den Samen, den du mir gestohlen hast.«

»Jetzt geht das schon wieder los!« Aftab blickte mich hilfeschend an. »Verstehen Sie, womit ich es hier zu tun habe, Ombudsman Perry? Er lässt seinen Ziegenbock frei in der Gegend herumlaufen, sodass er nach Belieben Zicken decken kann, und dann verlangt er Geld für seine nachlässige Viehwirtschaft.«

Nissim brüllte wütend und schrie seinen Bruder wild gestikulierend an. Aftab tat es ihm gleich. Die Zicke kam um den Schreibtisch herum und beäugte mich neugierig. Ich öffnete eine Schublade und holte etwas Süßes heraus, das ich an das Tier verfütterte. »Wir beide müssen bei dieser Sache eigentlich gar nicht dabei sein«, sagte ich zur Zicke. Sie antwortete nicht, aber ich hatte das deutliche Gefühl, dass sie mir zustimmte.

Nach der ursprünglichen Planung war die Aufgabe des Ombudsmans des Dorfes recht einfach: Immer wenn die Bewohner von Neu-Goa ein Problem mit der politischen Verwaltung hatten, sollten sie zu mir kommen, damit ich ihnen beim Papierkram half und für die Lösung des Problems sorgte. Im Grund

war es genau die Art von Job, mit der man einen Kriegsveteranen betraute, der andernfalls ohne Nutzen im täglichen Leben einer vorwiegend ländlich geprägten kolonialen Gemeinschaft war. Doch auf die höheren Beamten konnte er immer noch genug Eindruck machen, sodass sie ihm Aufmerksamkeit schenken mussten, wenn er in ihrem Büro aufkreuzte.

Die Sache war nur die, dass die Leute von Neu-Goa nach ein paar Monaten auch mit ganz anderen Problemen zu mir kamen. »Ach, wir wollen uns nicht mit irgendwelchen Beamten herumärgern«, teilte mir einer der Dorfbewohner mit, nachdem ich ihn befragt hatte, warum ich auf einmal der Typ war, zu dem man wegen allem ging, ob es sich nun um Gebrauchsanweisungen für landwirtschaftliche Geräte oder akute Eheberatungen handelte. »Es ist einfacher und schneller, zu Ihnen zu gehen.« Rohit Kulkarni, der Bürgermeister von Neu-Goa, war über diese Entwicklung hochofrenetisch, weil ich mich nun um Probleme kümmerte, mit denen man zuvor ihn belästigt hatte. Nun konnte er viel häufiger Angeln gehen oder in der Teestube Domino spielen.

Die meiste Zeit war diese neue, erweiterte Definition meines Arbeitsbereiches als Ombudsman völlig in Ordnung. Es war schön, Menschen zu helfen, und genauso schön war es, wenn die Menschen auf meinen Rat hörten. Andererseits wird vermutlich jeder Angestellte im öffentlichen Dienst bestätigen können, dass es immer ein paar wenige lästige Personen gibt, die den weitaus größten Teil ihrer Zeit beanspruchen. In Neu-Goa waren diese Rollen mit den Chengelpet-Brüdern besetzt.

Niemand wusste, warum sie sich gegenseitig so sehr hassten. Anfangs dachte ich, es hätte vielleicht etwas mit ihren Eltern zu tun, aber Bhajan und Niral waren reizende Menschen, die genauso vor einem Rätsel standen wie jeder andere. Manche

Leute kommen einfach mit manchen anderen Leuten nicht zurecht, und in diesem Fall handelte es sich bedauernswerterweise um Brüder.

Es wäre gar nicht so schlimm gewesen, wenn sie ihre Farmen nicht genau nebeneinander aufgebaut hätten und sich ständig privat und geschäftlich ins Gehege gekommen wären. Bereits zu einem frühen Zeitpunkt meiner Amtsperiode hatte ich Aftab vorgeschlagen – den ich als den etwas Vernünftigeren der beiden Chengelpets betrachtete –, auf ein neues Stück Land umzuziehen, das gerade auf der anderen Seite des Dorfes erschlossen worden war, weil sich die meisten seiner Probleme mit Nissim lösen würden, wenn er nicht mehr in der unmittelbaren Nachbarschaft seines Bruders lebte. »Oh, das könnte ihm so passen«, hatte Aftab in völlig vernünftigem Tonfall gesagt. Danach hatte ich jede Hoffnung aufgegeben, einen rationalen Diskurs in dieser Angelegenheit anregen zu können, und mein karmisches Schicksal angenommen, dass ich weiter unter den gelegentlichen Besuchen der empörten Chengelpet-Brüder würde leiden müssen.

»Also gut«, unterbrach ich die wütenden Tiraden der Brüder. »Mein Urteil lautet folgendermaßen. Ich glaube nicht, dass es wirklich von Belang ist, wie diese freundliche Ziegendame gedeckt wurde. Deshalb sollten wir uns nicht weiter mit dieser Frage aufhalten. Sie beide sind sich doch einig, dass es Nissims Ziegenbock war, dem sie ihre Trächtigkeit zu verdanken hat, nicht wahr?«

Beide Chengelpets nickten, die Ziege verhielt sich still und bescheiden. »Gut. Damit befinden Sie sich in einem Geschäftsverhältnis. Aftab, Sie können das Kitz behalten, nachdem es auf die Welt gekommen ist, und dürfen es für Zuchtzwecke verwenden. Aber die ersten sechs Male erhält Nissim die Ge-

bühr, die Sie für diese Dienstleistung verlangen, und danach geht die Hälfte der Einnahmen an Ihren Bruder.«

»Dann wird er einfach die ersten sechs Male gar kein Geld verlangen«, sagte Nissim.

»Also legen wir als künftige Deckungsgebühr den Durchschnitt der Einnahmen aus den ersten sechs Malen fest«, sagte ich. »Wenn er also versucht, Sie zu übervorteilen, wird er letztlich sich selbst schaden. Und vergessen Sie nicht, dass wir in einem kleinen Dorf leben, Nissim. Die Leute werden ihre Zicken nicht von Aftabs Bock decken lassen, wenn sie glauben, er würde ihn nur vermieten, um seinem Bruder zu schaden. Die Leute werden ein günstiges Angebot und gute nachbarschaftliche Beziehungen gegeneinander abwägen.«

»Und was ist, wenn ich kein Geschäftsverhältnis mit ihm haben will?«, fragte Aftab.

»Dann können Sie das Kitz an Nissim verkaufen.« Bevor Nissim protestieren konnte, fuhr ich fort: »Gehen Sie mit dem Kitz zu Murali, damit er den Wert des Tieres schätzt. Murali kann Sie beide nicht besonders gut leiden, also wird er einen fairen Preis vorgeben. Einverstanden?«

Die Chengelpets dachten darüber nach, was bedeutete, dass sie sich die Hirne zermarterten, um etwas zu finden, womit einer von ihnen beiden unglücklicher als der andere war. Schließlich schienen sie zur Erkenntnis zu gelangen, dass sie beide gleichermaßen unzufrieden waren, was in diesem Fall das optimale Resultat darstellte. Beide taten ihre Zustimmung mit einem Nicken kund.

»Gut«, sagte ich. »Jetzt verschwinden Sie von hier, bevor ein Unglück geschieht und ich meinen Teppich reinigen lassen muss.«

»Meine Ziege würde so etwas nie tun«, sagte Aftab.

»Es ist nicht Ihre Ziege, um die ich mir Sorgen mache«, sagte ich und scheuchte sie hinaus.

Nachdem sie gegangen waren, trat Savitri in die Tür. »Sie sitzen auf meinem Platz«, sagte sie.

»Keine Chance«, erwiderte ich und legte die Füße auf den Schreibtisch. »Wenn Sie nicht bereit sind, sich um die schwierigen Probleme zu kümmern, sind Sie nicht für den großen Stuhl qualifiziert.«

»In diesem Fall beschränke ich mich wieder auf die Rolle Ihrer demütigen Assistentin und teile Ihnen in dieser Funktion mit, dass der Constable angerufen hat, während Sie die Chengelpets bei Laune gehalten haben.«

»Was wollte er?«

»Hat er nicht gesagt. Hat gleich wieder aufgelegt. Sie kennen ja den Constable. Ziemlich kurz angebunden.«

»Hart, aber gerecht, das ist sein Motto«, sagte ich. »Wenn es wirklich wichtig wäre, hätte er eine Nachricht für mich hinterlassen. Also werde ich mir später darüber Sorgen machen. In der Zwischenzeit würde ich gerne einigen Papierkram abarbeiten.«

»Sie haben keinen Papierkram abzuarbeiten«, sagte Savitri. »Sie haben alles mir gegeben.«

»Es ist schon alles fertig?«

»Aber selbstverständlich.«

»Dann werde ich ein wenig ruhen und mich in meinen überragenden Managerfähigkeiten sonnen.«

»Ich bin froh, dass Sie sich vorhin nicht in den Papierkorb erbrochen haben«, entgegnete Savitri. »Also kann ich ihn jetzt dazu benutzen.« Sie zog sich in ihr Vorzimmer zurück, bevor mir eine gute Erwiderung einfiel.

So sind wir schon nach kurzer Zeit miteinander umgegan-

gen, seit wir zusammenarbeiten. Sie hat ungefähr einen Monat gebraucht, um sich an die Tatsache zu gewöhnen, dass ich zwar ein ehemaliger Militärangehöriger bin, aber in Wirklichkeit gar kein kolonialistisches Werkzeug war – oder wenn doch, dass ich zumindest eins mit eigenem Verstand und Sinn für Humor war. Nachdem ich klargestellt hatte, dass ich nicht gekommen war, um in ihrem Dorf meine Hegemonie zu etablieren, entspannte sie sich, bis sie sich sogar über mich lustig machen konnte. So war unser Verhältnis seit sieben Jahren, und es war ein gutes Verhältnis.

Nachdem sämtlicher Papierkram erledigt und alle Probleme des Dorfes gelöst waren, tat ich, was jeder in meiner Position machen würde: Ich gönnte mir ein Nickerchen. Willkommen in der harten und chaotischen Arbeitswelt des Ombudsmans im Dorf auf einem Kolonialplaneten. Es war durchaus möglich, dass diese Welt anderswo anders aussah, aber wenn es so war, wollte ich es gar nicht wissen.

Ich wachte gerade noch rechtzeitig auf, um zu sehen, wie Savitri Feierabend machte. Ich winkte ihr zum Abschied, als sie das Büro verließ, und nachdem ich noch ein paar Minuten lang reglos verharret war, wuchtete ich meinen Hintern aus dem Sessel und ging zur Tür, um mich auf den Heimweg zu machen. Unterwegs sah ich zufällig, wie mir der Constable auf der anderen Straßenseite entgegenkam. Ich überquerte die Straße, ging auf ihn zu und gab dem höchsten dörflichen Polizeivertreter des Dorfes einen schmatzenden Kuss.

»Du weißt genau, dass ich es nicht mag, wenn du das tust«, sagte Jane, nachdem ich fertig war.

»Du magst es nicht, wenn ich dich küsse?«

»Nicht, wenn ich im Dienst bin. Das untergräbt meine Autorität.«

Ich lächelte über die Vorstellung, dass irgendein Missetäter glauben könnte, Jane, eine ehemalige Soldatin der Spezialeinheit, könnte zu weich sein, weil sie ihren Ehemann küsste. Das darauffolgende Donnerwetter wäre von schrecklichen Ausmaßen gewesen. Doch das sagte ich nicht. »Entschuldigung«, sagte ich stattdessen. »Ich werde versuchen, deine Autorität nicht mehr zu untergraben.«

»Vielen Dank«, sagte Jane. »Ich wollte sowieso zu dir, weil du nicht zurückgerufen hast.«

»Ich hatte heute schrecklich viel zu tun.«

»Savitri hat mir erklärt, wie sehr du wirklich beschäftigt warst, als ich noch einmal angerufen habe.«

»Ups«, sagte ich.

»Ups«, pflichtete Jane mir bei. Wir machten uns gemeinsam auf den Heimweg. »Was ich dir sagen wollte, ist, dass du morgen mit einem Besuch von Gopal Boparai rechnen musst. Er will herausfinden, wie es um die Dienstleistungen in seiner Gemeinde steht. Er war wieder betrunken und außer Rand und Band. Er hat eine Kuh angebrüllt.«

»Schlechtes Karma«, sagte ich.

»Das dachte auch die Kuh. Sie hat ihn auf die Hörner genommen und durch eine Schaufensterscheibe geworfen.«

»Wie geht es Go?«

»Bis auf ein paar Kratzer ganz gut«, sagte Jane. »Die Scheibe war aus Plastik und hat nachgegeben. Ist nicht zerbrochen.«

»Das ist schon das dritte Mal in diesem Jahr«, sagte ich. »Er sollte vor dem Friedensrichter stehen, nicht vor mir.«

»Das habe ich ihm auch gesagt. Aber dann würde man ihn zu vierzig Tagen im Bezirksgefängnis verdonnern, und Shashi kommt in ein paar Wochen nieder. Sie braucht ihn jetzt mehr, als er einen Gefängnisaufenthalt braucht.«

»Also gut. Ich werde mir etwas für ihn ausdenken.«

»Und wie war dein Tag sonst? Abgesehen vom Nickerchen, meine ich.«

»Es war ein Chengelpet-Tag«, sagte ich. »Diesmal mit einer Ziege.«

Jane und ich erzählten uns gegenseitig, was wir heute erlebt hatten, während wir nach Hause gingen, wie wir es jeden Tag auf dem Heimweg taten. Unser Zuhause war eine kleine Farm, die wir knapp außerhalb der Grenzen des eigentlichen Dorfes betrieben. Als wir in unsere Straße einbogen, kam uns Zoë entgegengerannt, unsere Tochter, zusammen mit dem Hund Babar, der wie immer überglücklich war, uns wiederzusehen.

»Er wusste, dass ihr kommt«, sagte Zoë, die ein wenig außer Atem war. »Auf der Hälfte des Weges stürmte er plötzlich los. Ich musste mich ganz schön anstrengen, um nicht den Anschluss zu verlieren.«

»Schön zu wissen, dass man uns vermisst hat«, sagte ich.

Jane streichelte Babar, der so heftig mit dem Schwanz wedelte, dass sich ein Wirbelsturm zusammenbraute. Ich gab Zoë einen flüchtigen Kuss auf die Wange.

»Ihr beide habt Besuch«, sagte Zoë. »Er kam vor etwa einer Stunde. In einem Schweber.«

Niemand im Dorf besaß einen Schweber. Ein solches Gefährt war viel zu protzig und unpraktisch für eine landwirtschaftliche Region. Ich blickte mich zu Jane um; sie zuckte die Achseln, als wollte sie sagen: *Ich erwarte niemanden*. »Hat er gesagt, wer er ist?«, fragte ich.

»Das hat er nicht gesagt«, antwortete Zoë. »Er erwähnte nur, dass er ein alter Freund von dir ist, John. Ich sagte, dass ich dich anrufen könnte, aber er meinte, für ihn wäre es kein Problem, auf dich zu warten.«

»Kannst du mir wenigstens sagen, wie er aussieht?«

»Jung«, sagte Zoë. »Irgendwie süß.«

»Ich glaube nicht, dass ich junge, süße Kerle kenne«, gab ich zurück. »Das ist eher dein Fachgebiet, meine jugendliche Tochter.«

Zoë verdrehte die Augen und schnaufte verächtlich. »Danke, mein neunzigjähriger Vater. Wenn du mich ausreden lassen würdest, hättest du den Hinweis vernommen, dass du ihn tatsächlich kennen könntest. Denn außerdem ist er nämlich grün.«

Daraufhin wechselten Jane und ich erneut einen kurzen Blick. Mitglieder der KVA hatten grüne Haut, wegen des eingelagerten modifizierten Chlorophylls, das ihnen im Kampf zusätzliche Energie lieferte. Sowohl Jane als auch ich hatten früher ebenfalls grüne Haut gehabt. Ich hatte nun wieder meine ursprüngliche Tönung, während man Jane erlaubt hatte, eine etwas standardgemäßere Färbung anzunehmen, als sie ihren neuen Körper erhalten hatte.

Jane wandte sich wieder an Zoë. »Und er hat nicht gesagt, was er wollte?«

»Nein. Aber ich habe ihn auch nicht gefragt. Ich dachte mir nur, dass ich euch entgegengehen sollte, um euch vorzuwarnen. Ich habe ihn auf die Veranda vor dem Haus gesetzt.«

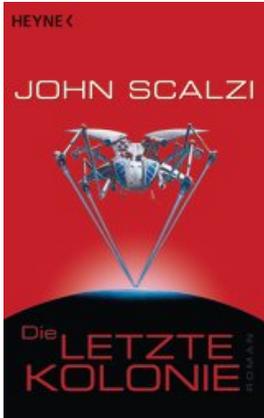
»Wahrscheinlich schleicht er inzwischen ums Haus herum«, sagte ich.

»Das bezweifle ich«, erwiderte Zoë. »Ich habe Hickory und Dickory bei ihm gelassen, damit sie ihn bewachen.«

Ich grinste. »Das dürfte für ihn ein ausreichender Grund sein, sich nicht von der Stelle zu rühren.«

»Genau das habe ich auch gedacht.«

»Du bist deinen jugendlichen Jahren weit voraus, Tochter.«



John Scalzi

Die letzte Kolonie

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 480 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-52442-2

Heyne

Erscheinungstermin: Mai 2008

In ferner Zukunft wird der interstellare Krieg gegen Alien-Invasionen mit scheinbar bizarren Mitteln geführt: Für die Verteidigung der Kolonien weit draußen im All werden nur alte Menschen rekrutiert. So wie John Perry, der mit 75 noch einmal einen neuen Anfang machen will und bald das wohlbehütete Geheimnis erfährt: Der Krieg der Zukunft wird mit Klonen ausgetragen.



[Der Titel im Katalog](#)